

Die Gleichheit

Zeitschrift für Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen

Mit den Beilagen: Für unsere Kinder. — Die Frau und ihr Haus

Die Gleichheit erscheint wöchentlich
Preis: Monatlich 1,20 Mark, Einzelnummer 30 Pfennig
Durch die Post bezogen vierteljährlich ohne Bestellgeld
3,60 Mark; unter Kreuzband 4,25 Mark

Berlin
19. Juli 1919

Zuschriften sind zu richten an die
Redaktion der Gleichheit, Berlin SW 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 147 40
Expedition: Berlin SW 68, Lindenstraße 3

Um die geistige Einheit

In Weimar gabs heiße Tage. Die Verfassung wurde in zweiter Lesung beraten; der Friede mußte ratifiziert werden. Dazwischen sind die Steuergesetze gekommen, die keinen Aufschub mehr dulden, und dringende soziale Fragen warten der Erledigung. So ist mit dem endgültigen Friedensschluß die Kriegswochenhilfe aufgehoben und doch ist es ganz klar, daß die Fortführung und der Ausbau der Mutterschaftsfürsorge im Interesse unserer Volkskraft notwendiger als je sind.

Es wäre sehr gut, wenn alle die Leute, welche mit mehr Kühnheit als Verständnis immer behaupten, daß in Weimar nicht gearbeitet werde, die die Nationalversammlung eine „Schwatzbude“ nennen, wenn sich alle diese einmal über das oben skizzierte Arbeitspensum klar zu werden suchten. Ausschüsse, Fraktionen und Plenum müssen arbeiten; das bedeutet für die einzelnen Mitglieder täglich angestrenzte, geistige Tätigkeit vom Morgen bis zum späten Abend. Schwer ist die Verantwortung, die jeder trägt oder doch tragen sollte, sowohl gegenüber der eigenen Partei wie dem gesamten Volke. Eine Frage von weittragender Bedeutung, die das Verantwortlichkeitsgefühl bis zum Letzten wachrufen muß, ist die Gestaltung unseres Schulwesens durch die Verfassung.

Für uns sozialdemokratische Frauen war es eine Selbstverständlichkeit, daß die Einheitschule kommen müsse. Das Schulwesen mußte unserer Meinung nach im neuen Deutschland so umgestaltet werden, daß der „Aufstieg der Begabten“ nicht eine Sache des Zufalls blieb, sondern daß durch eine vollkommene Vereinheitlichung des gesamten Volksschulwesens eine natürliche Auslese für die geistige oder werktätige Arbeit stattfinden mußte. Das erwarteten wir Mütter! Nicht wenige sind es, die rein gefühlsmäßig um ihrer Kinder willen zur Sozialdemokratie gekommen sind. Der Gedanke, daß die Ausbildung der natürlichen Fähigkeiten eines Kindes von der Zahlungsfähigkeit der Eltern abhängt, hat etwas ungemein Beschämendes und Erbitterndes. Wie viele Eltern sahen sich aus Liebe und Verantwortlichkeitsgefühl zu ihren Kindern gezwungen, die Familie klein zu halten. Die Schulbildung, welche einem oder zwei Kindern zu geben noch erschwinglich war, konnte man drei oder vier Kindern, wenngleich dieselbe oder eine höhere Begabung vorhanden war, nicht mehr angebeihen lassen. In jedem Beruf aber wurde das Fortkommen durch gute Zeugnisse höherer Bildungsanstalten ungemein erleichtert. Damit ging leider Hand in Hand, daß die Achtung vor der Verarbeit sank; die Verächtlichmachung rein geistiger Arbeit, die in letzter Zeit in weiten Kreisen Platz gegriffen hat, ist nur die Reaktion jenes ungesunden Zustandes.

Wir Mütter atmeten auf, als die Revolution den alten Massenstaat stürzte. Nun mußte allen Kindern der Weg

frei werden zu den Quellen des Wissens, zu dem Blick eines nach innerster Neigung und Begabung erwählten Berufes. Auch unser Junge, unser Mädchen sollte die Welt gewinnen können, wenn die Kräfte reichten. So sollte die Arbeit, jede Arbeit wieder zum Adel und zum Segen werden für jeden Menschen.

Daß die Revolution uns nicht das geeinte Deutschland brachte, hat uns alle enttäuscht, aber wir fanden uns damit ab, weil wir wußten, daß die wirtschaftliche Entwicklung über kurz oder lang veraltete Formen zerbrechen und zusammenschweißen wird, was zusammengehört.

Viel wichtiger war uns Frauen und Müttern die geistige Einheit. Wir erwarteten ein Reichsschulgesetz, welches mit all den einzelstaatlichen Trennungen brechen mußte. Welches der deutschen Volkjugend einheitlich und in freiestem Geiste herangebildete Erzieher für eine einheitliche und freie Erziehung geben sollte. — Es kam alles anders. Die Wahlen zur Nationalversammlung brachten keine sozialistische Mehrheit. Die bürgerlichen Parteien zogen, dank dem Zwiespalt in der sozialistischen Arbeiterschaft, unterwartet stark in die Volksvertretung ein und damit war für ein demokratisch zu regierendes Land, wie es unsere Republik sein sollte, die Notwendigkeit einer Koalitionsregierung gegeben. Sozialisten in der Gemeinschaft mit Zentrumsleuten und Demokraten sollten Deutschland regieren; so hatte der Volkswille am 19. Januar entschieden. Wie sehr diese Entscheidung den Interessen der arbeitenden Bevölkerung entgegen war, zeigte sich in der Gesetzgebung auf Schritt und Tritt. Die Unabhängigen hätten manches retten können, aber sie siehe zu uns Mehrheitssozialisten prinzipiell in der Opposition. Sie zogen die einfachere Rolle vor, alles herunterzureißen, was von der Koalitionsregierung unternommen wurde, und dabei die Schuld den feindlichen Brüdern zuzuschreiben. Das Urteil über diese Partei und das, was sie nicht geleistet hat, wird die Geschichte sprechen.

Unsere Hoffnung, die Schule nach unseren einfachen, sozialistischen Idealen zu gestalten, mußte unter diesen Verhältnissen immer geringer werden. Wir fordern: die „Weltlichkeit der Schule“, und damit: „Erklärung der Religion zur Privatsache“, wie es in unserem Erfurter Programm heißt. Wäre die konfessionelle Schule beseitigt, dann wäre ein bedeutender Schritt zur Einheitschule getan, denn dann hätte vor allem das Zentrum nicht mehr das bisherige Interesse an der Erhaltung der Privatschulen. Wir fordern und fordern die Entfernung des Religionsunterrichts aus dem Lehrplan der Schulen nicht um den Kindern, den Menschen, die Religion zu nehmen, sondern um sie ihnen zu erhalten. Um jedem die Möglichkeit zu geben, frei und ohne Zwang der für richtig erkannten Religion leben und seine Kinder in derselben erziehen lassen zu können, verlangen wir die Verlegung der Religionsübungen in die Kirche. Gerade die Erfahrungen

der Kriegszeit mühten es auch dem eifrigsten Verfechter des religiösen Schulunterrichts klar gemacht haben, daß derselbe als Sittenlehre traurig Schiffbruch erlitten hat. Ohne einen festen sittlichen Grund aber die jungen Menschenkinder in den Lebenskampf gehen zu lassen, ist geradezu ein Verbrechen. Deshalb muß an die Stelle des christlichen Religionsunterrichts in der heutigen Form eine Sittenlehre treten, die der hohen Ethik des Christentums verwandt sein muß, die aber nicht nur eine Idealwelt vorgaukelt, sondern im Leben wurzelt, die mit allen Schönheiten und Freuden, aber auch mit allen Leiden und Härten des Erdendaseins rechnet. Die den jungen Menschenkindern das Bewußtsein heiligster Verantwortung für das eigene Tun und Lassen der Allgemeinheit gegenüber einprägt, die sie nicht sehnlich nach dem Himmel, oder leichtsinnig nach einer Vergebung begangenen Unrechts schauen läßt. Die ihnen die Natur in ihrer Reinheit und vollkommenen Schönheit, in der Selbstverständlichkeit der Lebenserfüllung als größten Lehrmeister hinstellt und so in ihnen das Bewußtsein erfüllter Pflicht als höchste Freude sich entwickeln läßt. — Große Menschen aus allen Religionen, aus der Geschichte (auch der Geschichte der Arbeiterbewegung) der Literatur, der Kunst sollten Vorbilder sein. Unser Volk weiß so wenig von seinem Goethe, Schiller, Lessing und all den anderen Großen und ihren Werken und weiß so wenig von den Kämpfen und der harten Fron im Leben dieser Menschen. Und die Kinder wissen so wenig von der Heiligkeit des Lebens, daß sie jede Ehrfurcht vor den Dingen, die sie nicht begreifen, verloren haben, trotz alles Religionsunterrichts in den Schulen.

Mühte nicht jede Stunde eines Moralunterrichts (man könnte mit demselben Recht sagen: eines Religionsunterrichts, — wenn dieses Wort durch den konfessionellen Beigeschmack nicht verdorben wäre), wie wir ihn meinen, zu einer Wehestunde voll flammender Schönheit werden für Lehrer und Schüler. Aber freilich, die Lehrer dürften keine Schulmeister, sie mühten Erzieher sein; Künstler, denen der Wert und die Feinheit des zu formenden Materials voll bewußt wäre. Heute werden die Religionsstunden nur zu oft als Füll- und Erholungsstunden für den überlasteten Lehrer betrachtet; daß bei solcher Auffassung keine wertvollen Erfolge erzielt werden, ist ganz natürlich.

Die Widerstände gegen diese Lösung der Schulfrage waren stark. Das Zentrum ist eine konfessionell-religiöse Partei, aber wir dürfen hoffen, auf diesem Gebiete mit Hilfe der Demokraten manches zu erreichen und so in steter Arbeit und steter Vorwärtswirkung ans Ziel zu gelangen.

Darum wurde durch die Friedensfrage die Regierungskoalition gesprengt und die Sozialdemokratie mußte allein mit dem Zentrum die Führung der Geschäfte übernehmen. Jetzt kam das Zentrum in der Schulfrage in eine günstige Position, denn die Sozialdemokratie ist auf seine Mitarbeit bei der Durchführung des einmal unterzeichneten Friedens angewiesen. Und das Zentrum nützt keine Stellung rücksichtslos aus. Möchte es die Verantwortung für eine äußere Zerstückelung des Deutschland, welches nach diesem Frieden noch übrig bleibt, nicht tragen, so will es doch mit allen Mitteln die Grundlage der geistigen Einheit, die Umgestaltung unseres Schulwesens, verhindern. Denn aus dieser inneren Einheit würde nach Generationen auch nach außen ein neugeeintes Deutschland hervorgehen, welches festeren Grund hätte, als das vergangene. Eine Einheit, nicht gegründet durch Blut und Eisen, sondern durch Liebe, Verantwortung, Pflichtbewußtsein; durch das Streben nach dem gemeinsamen Ideal: ein Kulturvolk zu sein.

Clara Bohm-Schuch.

Zur Sozialisierung der öffentlichen Wohlfahrtspflege

V. Das Schutzrecht der Ungeborenen

Nach den Untersuchungen des hochverdienten Gynäkologen Prof. v. Franqué besteht ein großer Gewichtsunterschied zwischen den Neugeborenen der einige Zeit vor der Niederkunft nicht bzw. nicht mehr arbeitenden Frauen und denen der bis unmittelbar vor der Niederkunft Erwerbstätigen. Nach dem französischen Arzt Binard ergaben sich in diesem Zusammenhang Gewichtsunterschiede bis zu 400 Gramm. Zusammenfassend bemerkt v. Franqué dazu: „Betrachten wir zuerst die Schwangerschaft, so bedarf es kaum eines Beweises, daß eine schlecht genährte, blutarme, seelisch und körperlich heruntergekommene Schwangere nach der Entbindung nicht in dem gleichen Maße und mit der gleichen Gewißheit wie eine kräftige und wohlgenährte Mutter dem Kinde den einzig sichern Schutz gegen alle Gefahren des Säuglingsalters, die Brustnahrung, wird reichen können, selbst wenn sie das Kind reif und kräftig geboren hat. Aber nicht einmal das vermag sie in vielen Fällen. Es ist nachgewiesen, daß schlechte Ernährung und schwere Arbeit in der Schwangerschaft nicht nur häufiger zum Tode der Frucht kurz vor der Geburt, sondern auch zu der Geburt unreifer, schwächlicher, das normale Durchschnittsgewicht nicht erreichender Kinder führt, die dann natürlich den Gefahren des Säuglingsalters leichter und rascher erliegen als ausgetragene und vollwichtige Kinder.“ Wie eine grausige Illustration zu diesen Befundungen des Wissenschaftlers mutet es an, wenn die von Mayet vorgenommene Bearbeitung der Krankheits- und Sterblichkeitsverhältnisse der Ortskrankenkasse Leipzig dartut, daß bei den im Bleigewerbe beschäftigten Arbeiterinnen und den Polierinnen bei 56 Wochenbetten 30 (53 Proz.) Fehlgeburten waren, während unter den freiwilligen Mitgliedern dieser Arbeiterinnenkategorie bei 43 Wochenbetten nicht eine einzige Fehlgeburt vorfam. Deutlicher als durch diesen Sachverhalt kann der in einzelnen Arbeitszweigen geradezu mörderische Einfluß zu lange fortgesetzter Erwerbsarbeit nicht gekennzeichnet werden. Diese Angaben beziehen sich auf die Zeit vor dem Kriege. Was während des Krieges an schwerer und unzulässiger Arbeit von den Frauen geleistet worden ist, das wissen wir alle. Wie schwer aber dafür gezahlt worden ist, wieviel Menschenglück und Menschenleben, wieviel Frauenkraft, Zukunftserwartung und Lebensfreude dabei geopfert wurde, das entzieht sich trotz des statistisch belegten erschreckenden Niedergangs der Geburtenzahlen wie der Volksgesundheit unserer Kenntnis.

Um so zwingender wächst vor uns die Pflicht empor, hier Wandel zu schaffen. Es darf nicht mehr vorkommen, daß das Volk seinen größten, seinen einzig sicheren Reichtum, seine Gegenwarts- und Zukunftsgewähr verwüftet und verflücht.

Jede Mutterschaft sei künftig ein heilig Volksgut. Um so geheiligter, als unser Volk, aus tausend Wunden blutend, es nicht zulassen darf, daß die einzige Zuversicht und Hoffnung, die ihm in seinen Kindern blieb, schon im Mutterleib geschädigt oder gar vernichtet werde.

Aber auch die Mütter gilt es mit den Kindern zu schützen. Die neue Zeit brachte ihnen die formale Gleichberechtigung. Sie bringe ihnen auch den materiellen Schutz, auf den sie einen Anspruch haben nicht nur als Mütter, sondern auch als Menschen, als Selbstzweck. Die bewußte Frau von heute läßt sich nicht zur Gebärmachinē herabwürdigen. Soll sie dem Vaterland die Kinder schenken, deren es zum Aufbau seiner zerstörten Kultur und Wirtschaft bedarf und sich selbst die Lebenserfüllung im Kind, die für jedes recht geartete Weib der höchste Daseinszweck ist, so darf diese Erfüllung nicht so sein, daß sie den Menschen, die Persönlichkeit in ihr auslöscht. So darf sie nicht zum unnützen Opferlamm an

Kraft, Zeit, Lebenserwartung und Lebensfreudigkeit werden. Darum geht die Forderung dahin, die werdende Mutter und anschließend Mutter und Kind zu schützen, daß ein gesundes und lebensvolles Geschlecht ins Leben treten und heranwachsen könne.

Wie dieser Schutz beschaffen sein soll, sei einer späteren Erörterung vorbehalten. Genr. Fürth.

Zum Eintritt in den sozialen Beruf

Es ist in der „Gleichheit“ die Frage aufgeworfen worden, was zu geschehen hat, um den Mädchen aus dem Arbeiterstande die Bahn für den Eintritt in den sozialen Beruf freizumachen, und es ist dabei die Forderung erhoben worden, Anschluß an die sozialen Frauenschulen zu suchen und diese zu veranlassen, für Mädchen mit Neigung und voraussichtlicher Eignung zum sozialen Beruf den Eintritt in diese Schulen zu ermöglichen. Es sei deshalb gestattet, daß ich als Leiterin der ältesten derartigen Anstalt und auch als Leiterin der „Konferenz der sozialen Frauenschulen Deutschlands“, in der fast alle voll entwickelten Wohlfahrtschulen zusammengeschlossen sind, zu der Frage Stellung nehme.

Es ist ganz richtig, daß die sozialen Frauenschulen unter den Aufnahmebedingungen die Absolvierung einer höheren Mädchenschule fordern, und es ist ebenso richtig, daß theoretische Schulung und Wissen nicht ausschlaggebend für Berufe ist, in denen in erster Linie praktische Veranlagung gebraucht wird. Die Leiter der sozialen Schulen sind sich sicherlich darüber klar, daß sie nur mit praktisch veranlagten Naturen etwas erreichen, nur diese zu einer erfolgreichen Arbeit auf dem Gebiet der Volkspflege ausbilden können. Sie sind sich auch ebenso klar darüber, daß eine solche praktische Veranlagung durch das Zeugnis der höheren Mädchenschule nicht verbürgt wird.

Wenn trotzdem bisher der Besuch der höheren Mädchenschule als Bedingung für die Aufnahme in die sozialen Frauenschulen hingestellt wurde, so liegt das daran, daß für alle volkspflegerische Arbeit schließlich neben praktischer Veranlagung und neben praktischer Anleitung auch eine theoretische Ausbildung notwendig ist. Für die Fähigkeit zur Teilnahme an einer solchen Ausbildung kann der Besuch einer Höheren Mädchenschule, bezw. eines Lyzeums, wie der eigentliche Ausdruck lautet, als sicherer Ausweis dienen. Jemandem solchen sicheren Ausweis braucht man aber als Regel, wenn man nicht jede Ausnahme von einer Prüfung oder von besonderen Feststellungen abhängig machen will.

Damit soll nun aber nicht etwa gesagt sein, daß man an der Forderung dieses Ausweises unter allen Umständen festhalten soll. Soweit mir bekannt ist, sind die meisten Schulen in geeigneten Fällen davon abgewichen. In der unter meiner Leitung stehenden Schule sind oft Ausnahmen zugunsten von Mädchen gemacht worden, die aus irgendeinem Grunde ein solches Zeugnis nicht aufweisen konnten. Insbesondere sind aber immer Mädchen willkommen geheißen worden, die aus eigener Kraft sich über die Bildung, die ihnen die Volksschule oder die Mittelschule gegeben hat, heraufgearbeitet hatten, und die aus einem anderen Beruf heraus nach dem Eintritt in den sozialen Beruf strebten. Die Schulleitung hat diesen Mädchen jede mögliche Erleichterung geschaffen. Nicht nur durch Verzicht auf das Abgangszeugnis von der höheren Schule, sondern auch durch Freistellen und, wo es ging, durch Beschaffung von Stipendien. Es kann einer sozialen Schule, die wirklich im sozialen Geist geleitet wird, doch gar nichts Besseres geschehen, als daß aus den Kreisen des Volkes selbst Kräfte aufsteigen, die sich diesem Beruf zuwenden und sich dafür schulen wollen. Voraussetzung bleibt aber, daß es sich dabei um Persönlichkeiten handelt, die imstande sind, sich nicht nur ein bestimmtes Wissen anzueignen,

* Feuilleton *

Höflichkeit ist das Staatspapier des Herzens, das oft um so größere Zinsen trägt, je unsicherer das Kapital ist. Börna.

Makarow

Von Werner Peter Barsen (München).

Das war damals im Herbst, als Makarow nach Deutschland kam — in die Freiheit, wie er sagte, denn er kam aus Sibirien — an Leib und Seele zerschunden, mit zwei gebrochenen Rippen und einer Wunde am Hinterkopf, die ein prächtiger Barometer war. Es war keine sonderlich große Wunde, in knapper Talergöße etwa, aber sie hatte dafür die Eigenschaft, nie zu heilen, und schließlich — für unsere Bedürfnisse reichte sie aus.

Wir waren im großen ganzen über alles orientiert, was wissenschaftlich war; wir scherten uns den Teufel um das Minimum bei Island oder bei Irland, sondern ganz einfach — plötzlich beim Tee stöhnt Makarow auf, wird kreidebleich, kratzt die Hände ins Gesicht und starrt bewußtlos vornüber. . .

„Makarow“, sage ich, „Makarow“ . . .

Ja, ich will offen gestehen, daß ich in der ersten Zeit erschrak.

Nach einer Weile aber kommt Makarow zu sich, lächelt mühsam und sagt: „Nichts, Bruder, nichts . . . Es gibt Sturm und Regen . . .“

Und richtig, um Mitternacht beginnt es zu blasen, die Kette vor den Fenstern schwanken und stöhnen, und es gießt in Strömen. Nun bitte, hatten wir unter diesen Verhältnissen Berechnungen nötig?

Trotzdem traten Sturm und Regen eigentlich nicht sehr häufig ein, sondern es war ein linder Herbst mit warmen, sonnigen Tagen, und die Wunde registrierte das mit dumpfem Bohren.

Makarow war glücklich.

„Wie schön“, sagte er, „wie schön . . . Vielleicht — ja, vielleicht könnte ich mich doch noch erholen . . .?“

„Bagatelle“, sage ich, „natürlich erholst Du Dich.“

„Oh“, sagt Makarow zaghaft, „Du weißt ja nicht, Bruder . . .“

Ich wußte nicht —

Und Makarow sprach nicht; seine ganze Seele lag offen vor mir da, von manchen Dingen aber sprach er nicht; es war, als hindere ihn daran eine stolze, vornehme Scham, und stets, wenn er sich ankleidete oder schlief, hielt er sein Zimmer ängstlich verschlossen; einmal aber — ja, einmal, da sah ich ihn doch, und ich verriet mich, denn ich mußte stöhnen; da warf er hastig ein Laken um, und ich tat, als sei nichts geschehen. . .

„Weil er keine Haut hat“, durchfuhr es mich, „deshalb also.“

Denn er hatte nur Narben und Striemen.

Das war damals im Herbst, als wir unten im Grundwald wohnten, in einer winzigen, grünen Villa, und gerade in Berlin einen brasilianischen Vogel gekauft hatten, ein närrisches Tier, dessen prächtiger Schwanz Makarow entzückt hatte. Er ging durch die Straßen wie ein beglückter Schuljunge, das Bauer mit dem Vogel in der Hand, und ward nicht müde, ihn zu bewundern.

„Brasilien“, sagte er, „im Urwald . . . ja, da wächst so was . . . sich doch bloß diese Farben, dies Blut! Ist Dir etwas Ähnliches je — je — —“

In diesem Augenblick tauchte er auf.

sondern die sich auch als Menschen, d. h. in ihrer geistigen und seelischen Kultur über den Durchschnitt erheben, die fähige Kräfte der Einwirkung auf andere haben. Denn alle volkspflegerische Arbeit bedeutet Pflege und Fürsorge, um den kulturell geringeren entwickelten Schichten zum Aufstieg zu verhelfen, zum Aufstieg in wirtschaftlicher, gesundheitlicher, geistiger Beziehung. Das aber kann nur tun, wer selbst in dieser Beziehung sich über die Schicht erhebt, der er zum Aufstieg verhelfen will.

Man wird deshalb ohne weiteres sagen können, daß das Bestreben von Mädchen aus dem Arbeiterstand, den Zugang zu den sozialen Frauenschulen zu finden, bei der Leitung dieser Schulen und auch bei der „Konferenz der sozialen Frauenschulen Deutschlands“ volles Verständnis und größtes Interesse finden wird, und daß von dieser Seite alles geschieht wird, um den geeigneten Persönlichkeiten den Eintritt in die Schule und damit den Zugang zu den gehobenen Posten in der Wohlfahrtspflege zu ermöglichen.

Es muß aber in diesem Zusammenhang doch noch auf eines hingewiesen werden, was in den Ausführungen der „Gleichheit“ auf einer irrtümlichen Auffassung beruht. Die Frauen und Mädchen, die bisher von den sozialen Frauenschulen in die Wohlfahrtspflege eingereiht worden sind, waren ganz gewiß in der Regel nicht das, was man unter einer „höheren Tochter“ versteht, obwohl das Zeugnis des Byzerns als Aufnahmebedingung galt. Es waren ganz vorwiegend Mädchen, die bereits in einem praktischen Beruf gestanden hatten, als kaufmännische Angestellte, Kindergärtnerin, Lehrerin, Krankenpflegerin und dergleichen. Es waren gewiß auch andere darunter, die vor ihrem Eintritt in die soziale Schule nur Pflichten als Hausdame erfüllt hatten. Aber auch diese sind zum großen Teil aus bescheidenen Verhältnissen herborgewandert; manche haben in Verhältnissen gelebt, die wirtschaftlich noch enger waren als die einer gehobenen Arbeiterfamilie.

Ich vergesse es nie, wie er daherkam; ein kleiner, gleichgültiger Herr, wie tausend andere, mit sinken grauen Augenlein und rotblondem Schnurrbart. Er kam langsam heran, hob den Blick — für den Bruchteil einer Sekunde — ging vorüber. . . .

„Was ist denn los?“ sage ich. „Makarow?“

Aber Makarow beißt sich nur auf die Lippen und schweigt.

„Da gibt es ja wohl auch Kolibri“, sagt er dann mit einemmal unvermittelt.

„Wo?“

„In Brasilien. . .“

Ich fühle, wie seine Gedanken wirbeln und irgend etwas flieberhaft in ihm wühlt und arbeitet.

„Kolibri. . .“

Dann aber rollt ein Wagen vorüber, für dessen Anfahren Makarow sich interessiert; er blickt hinüber, bleibt stehen. . . er wendet den Kopf, und ich sehe, wie er unauffällig hinein späht ins Gassen der Straße.

Nun hundert Schritt entfernt steht der gleichgültige Herr. Er steht vor einem Schaufenster, ruhig und selbstverständlich, als gehöre er just dahin, als bestehe die ganze Welt für ihn einzig in dieser Auslage von Hemden und Krawatten.

„Kommi“, sagt Makarow und taucht ins Gedränge.

Aber da mit einemmal kommt auch Leben in den Kleinen, gleichgültigen Herrn; die Hemden interessieren ihn nicht mehr, er tut ein paar Schritte, verwickelt sich in ein Menschenknäuel und ist verschwunden.

„Auto!“ ruft Makarow.

Und wir laufen davon. —

Wir hatten zwei Stunden zu tun, um ihn loszuwerden, denn er jagte mit Passion, so leidenschaftlich, daß er selbst die Vor-

terfamilie. Gerade in den letzten Jahren haben sich die Kreise, aus denen die Anwärterinnen für die sozialen Berufe kommen, nach dieser Richtung verschoben, was wohl damit zusammenhängt, daß im letzten Jahrzehnt der soziale Beruf sich so entwickelt hat, daß man darin auf einen sicheren, wenn auch bescheidenen Lebensunterhalt rechnen kann.

Natürlich sind auch andere Mädchen in den sozialen Schulen, und es kommt vor, daß ungeeignete Kräfte entlassen werden müssen. Das kann keine Schule, der es um den sozialen Beruf ernst ist, ganz vermeiden. Es gehört sogar zu den vornehmsten Aufgaben der sozialen Frauenschulen, sorgfältig darüber zu wachen, daß ungeeignete Anwärterinnen von diesem Beruf ferngehalten oder rechtzeitig zu einem Berufswechsel veranlaßt werden. Immer wird das jedoch nicht gelingen. Viel hängt auch davon ab, daß die Stellenvermittlung in der richtigen Weise vollzogen wird. Denn der soziale Beruf ist ein so vielgestaltiger, daß nicht jede Anwärterin für jeden Posten paßt. Es kann jemand vielleicht eine vorzügliche Säuglingsfürsorgerin sein, der sich zur Fabrikpflegerin absolut nicht eignet. Ob sich freilich bei den Klagen über die ungeeigneten Fabrikpflegerinnen herausstellt, daß es sich dabei besonders um ehemalige Besucherinnen von sozialen Schulen handelt, erscheint mir zweifelhaft. Meine Erfahrungen gehen vielmehr dahin, daß die Mädchen, die die Ausbildung einer sozialen Frauenschule und weitere soziale Berufsarbeit aufweisen konnten, und die von den Leitungen ihrer Schulen für den Posten einer Fabrikpflegerin empfohlen wurden, in der Regel sich unendlich viel besser bewährten, als Frauen, die aus anderen Berufen herübergenommen wurden.

Die organisierten Arbeiterinnen werden sich mit den Leitungen der sozialen Frauenschulen also vermutlich in dem gemeinsamen Bestreben finden und leicht verständigen, den Aufstieg zum sozialen Beruf den Arbeiteröchtern

sicht vergaß. Gegen Abend aber hatte er Pech; sein Auto kam nicht weiter; es war unrettbar eingeklemmt in ein Gewirr von Wagen — eine, vielleicht zwei Minuten lang. . . .

Makarow hatte gefiegt. —

Um die nächste Dämmerung aber schlich jemand ums Haus, drückte sich in den Schatten, witterte und schnupperte. . . .

Menschenfleisch. . . .

„Ich habe noch jemanden in Kaufanne“, sagt Makarow, „jemanden, den ich liebe; den muß ich noch einmal sehen. Ich glaube, ich muß mich eilen. . .“

In diesem Abend sah ich Makarow zum letztenmal. Es war, als er in den Nachtzug stieg, der ihn nach Kaufanne bringen sollte, zu jemanden, den er noch einmal sehen wollte, weil er ihn liebte. Er stand am Fenster, das Gesicht im Dunkel, und rang um ein Lächeln.

„Leb wohl, Bruder. Und mach Dir keine Sorgen. Mitschewo. . .“

Dann zieht die Lokomotive an, die Wagen gleiten vorbei — Ich atme auf; Makarows Waggon ist bereits aus der Halle. Da plötzlich stehe ich wie versteinert.

Im letzten Coupé steht ein Herr, ein kleiner, gleichgültiger Herr, mit zusammengekniffenem Mund und rötlichem Schnurrbart. Ich sehe ihn ganz deutlich, ich starre zu ihm hinüber — will etwas rufen — schreien. . . .

Da ist er verschwunden.

. . . Ich stürze aufs Telegraphenamt. Ich schicke eine dringende Depesche ab.

Und nach einer Stunde eine zweite, eine dritte. . . .

Aber die Nacht vergeht. Und schließlich auch der Tag. Und noch viele Tage und Nächte. . . .

— Makarow ist nie angekommen.

nicht zu ermöglichen, sondern auch zu erleichtern. Dabei wird die Reform des Schulwesens, die Einheitschule, große Dienste leisten. Es muß aber auf eine Gefahr hingewiesen werden, die alle diese Bestrebungen zunichte machen kann. Es ist das die Tatsache, daß unmittelbar vor der Revolution von dem preussischen Ministerium des Innern und dem Kultusministerium Vorschriften über eine Prüfung für Fürsorgerinnen gegeben worden sind, die zu dem Gedanken „freie Bahn dem Tüchtigen“ in stärkstem Gegensatz stehen. Zwar ist in einem neuerlichen Erlaß ausgeführt worden, daß es sich bei der neu eingeführten staatlichen Prüfung nur darum handelt, Fürsorgerinnen für leitende Posten, nämlich Kreisfürsorgerinnen und solche für größere Wohlfahrtsämter auf diese Weise auszubilden. Dem muß aber entgegengehalten werden, daß jede staatliche Prüfung der Fürsorgerinnen mit Notwendigkeit dahin wirken wird, daß ganz allgemein der Nachweis der staatlichen Prüfung bei jeder Anstellung gefordert wird. Außerdem kann aber nur als zweckmäßig betrachtet werden, daß in die höheren Posten die tüchtigsten Kräfte aus den unteren aufrücken. Jeder andere Weg, der von vornherein eine Trennung von niederen und höheren Stellungen in der Wohlfahrtspflege einführt, ist vom Uebel und verstoßt ganz gewiß gegen den Grundsatze des Aufstiegs der Begabten, wie der Auslese der Tüchtigsten für die leitenden Stellen.

Dieser Prüfungsentwurf sieht für die Zulassung zur Prüfung als Fürsorgerinnen nicht nur den Besuch der höheren Mädchenschule (der nur für Mädchen, die auf dem Lande aufwachsen und deshalb einen anderen Bildungsweg gehen mußten, erlassen wird), sondern den Nachweis der staatlichen Krankenpflegerinnenprüfung oder Säuglingspflegerinnenprüfung, ferner den Nachweis einer staatlichen Kindergärtnerinnen-, Hortnerinnen oder Lehrerinnenprüfung oder gleichwertige pädagogische Ausbildung, ferner den 1½jährigen Besuch einer Wohlfahrts-

schule und ein Praktikantenjahr vor. Wenn diese Bestimmung wirklich Geltung behalten soll, so würde das eine fünfjährige Berufsausbildung bedeuten. Man kann sich nichts unsozialeres denken, als den Zugang zum sozialen Beruf von solchen erschwerenden Bedingungen abhängig zu machen.

Der Kampf gegen eine solche Prüfungsordnung muß aufgenommen werden im Interesse derer, die Zugang zum volkspflegerischen Beruf suchen, wie im Interesse der Wohlfahrtspflege selbst. Nur wenn der erfolgreich geführt wird, wird der soziale Beruf imstande sein, die geeignetsten und befähigsten Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung heranzuziehen.

Mlice Salomon.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Ob man ihr alles gewährt, ob man ihr alles verlagt. Goethe.

Zieh in den Krieg der König . . .

Frei nach Marya Konopnicka von S. Kurthy.

Zieh in den Krieg der König — klingen Pauken und Trompeten,
In den Kirchen für sein Leben inbrünstig die Priester beten.
Geht der Stach* den Türken schlagen — leis um ihn die Winde klagen,
Und im grünen Feld die Aehren um ihn weinen bittere Zähren.

Tobt die Schlacht. Von allen Seiten lugt der Tod. Aus dunklen
Weiten

Schuß auf Schuß. Aus tausend Schlünden prasselt Feuer, nah't
Verderben . . .

Schaut zu der arme Stach, schaut zu und grübelt nach:
Dieses Töten, dieses Sterben — braucht man's wirklich, und wozu?
Doch er konnt' es nicht ergründen, konnte keine Antwort finden,
Keine Antwort, keine Ruh' . . .

* Stach ist Verkleinerungs- bzw. Kolname für Stanislaw.

Bücherschau

Mutterschaft.*)

I.

Wenn bisher die Frau beruflich so viel schlechter ausgebildet war als der Mann, wenn selbst gebildete Frauen über Staat und Politik nichts wußten, so setzte man sich darüber mehr oder weniger leichtsinnig hinweg mit dem Hinweis, daß die Mädchen ja schließlich „fürs Haus“ erzogen würden.

Man sollte meinen, daß diese Erziehung „fürs Haus“ nun in vorbildlicher Weise die Mädchen vorbereitet auf ihre künftigen Aufgaben als Hausfrau, Gattin und Mutter. Um so trauriger ist die Erkenntnis, daß diese ganze Vorbereitung darauf hinausläuft, die Mädchen für die Heirat, nicht für die Ehe zu erziehen. Daß die ganze Mädchenbildung bisher auf die Zeit bis zur Ehe, und nicht auf die Zeit in der Ehe eingestellt war.

Man kann sagen, daß die Vorbereitung der Mädchen auf Ehe und Mutterschaft nicht viel besser war als die auf ihre politischen Aufgaben, und in vielen Fällen schlechter als ihre berufliche Ausbildung gewesen ist.

Diese Tatsache ist um so belastender, als dadurch in tausenden von Fällen nicht nur das eheliche Glück von Mann und Frau untergraben wurde, sondern auch das Glück und die Gesundheit der Kinder, des künftigen Geschlechts.

Jede Frau und Mutter, die es mit ihren ehelichen und mütterlichen Pflichten ernst nimmt, muß daher versuchen, das während ihrer Erziehung Versäumte nachzuholen. Und da weiß ich keine bessere Einführung in die Aufgaben und Anforderungen der „Mutterschaft“ als das gleichnamige Buch von Klara Ebert-Stodinger.

* Klara Ebert-Stodinger: „Mutterschaft; Werden, Geburt, Pflege und Erziehung des Kindes.“ Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart. Preis 7 Mk.

II.

Aber nicht nur Frauen und Mütter, auch unsere jungen Mädchen sollten dieses Buch in die Hand nehmen. Denn wie die Vorbereitung auf die Mutterschaft bereits vor der Geburt des Kindes einsetzen soll, so die Vorbereitung auf die Ehe vor der Eheschließung. Entstehen doch die meisten unglücklichen Ehen durch die falschen Vorstellungen, die sich die Menschen, und besonders die Mädchen, von der Ehe und dem ehelichen Zusammenleben machen, sowie aus der Tatsache, daß so viele Ehen nicht aus Liebe geschlossen werden.

Wir dürfen nicht mehr „Liebe und Ehe als zweierlei betrachten“. Gibt es doch „nichts Vernünftigeres, als eine zu freien, die man liebt“. Wir müssen unsere Kinder lehren, nur zu lieben, wo sie achten können, und nur zu heiraten, wo sie achten und lieben.

Aus dieser hohen Anschauung heraus, die sie von der Ehe hat, spricht sie „dem überwiegenden Teil der heutigen legitimen Verbindungen“ das Recht ab, „das heilige, hehre Wort „Ehe“ zu gebrauchen“. Sind doch die meisten Ehen heute nichts anderes als „Prostitution auf Lebenszeit“. Und zwischen dieser und der Prostitution für eine Stunde ist „kein anderer Unterschied, als daß erstere noch schändlicher ist. Diejenige, die ihre Jungfräulichkeit kalt berechnend dem Meistbietenden zur Ehe bewahrt, steht oft unter der Dirne, deren erster Schritt zumeist aus Liebe geschah“.

Weiter wendet sie sich gegen die erzwungene Hingabe der Frau in der Ehe. „Solange diese Forderung besteht, ist die Ehe in tausenden von Fällen nichts als von Staat und Kirche gebildete Unzucht.“

Auch die Eheschließung muß auf eine ganz andere Grundlage gestellt werden. Neben der Forderung eines ärztlichen Zeugnisses über den Gesundheitszustand der Brautleute verlangt sie einen Nachweis des notwendigen Verständnisses für die Elternschaft. (Brautegamen!)

Natürlich verurteilt sie nicht minder die heutigen Hochzeitsunfitten mit ihren Trinkgelagen und den durchrasien Hochzeitsreisen, die in zahllosen Fällen die schwersten Frauenleiden nach sich ziehen.

Fahnen wehen. Salven krachen. Und die Truppen stürmen weiter.
Eine Kugel traf den Stachen. Heimwärts zieht der König heiter.

Keht der König heim als Sieger und als Held auf hohem Rosse —
Schäumt der Wein im Goldpokale in dem lust'gen Königschlosse.
Rauschen seidene Gewänder, blinken bunte Ordensbänder,
Funkelt Gold und strahlen Kerzen, klingen Sporen, jauchzen Herzen.
Rufen Flöten, locken Geigen — Kavaliere sich verneigen,
Schwingen Paare sich im Reigen . . .

Geht man still die Grube graben für den Stach im kahlen Feld.
Hehrend kreien Trauerraben, heult und klagt und schluchzt der
Wind.

Und ein elend Weib und Kind gehen betteln in die Welt.

Aus unserer Bewegung

Die sog. Frauensektion Neu-Ulm hat am 1. Juli d. J. ihre dritte und bisher schönste Versammlung abgehalten. Das Verdienst des Abends gebührt dem Landtagsabgeordneten Genossen Högg. Einen Augenblick mit sich selbst im Zweifel, ob mit der jungen Sektion nicht zunächst einmal der grundsätzliche Inhalt des Sozialismus behandelt werden müsse, machte er schließlich doch die „politischen Tagesfragen“ zum Gegenstand seines Referats. Die gespannte Aufmerksamkeit und der große Ernst, womit die Genossinnen seinen Ausführungen folgten, mögen ihm gezeigt haben, wie richtig er gewählt hatte. Er hatte das allerwichtigste Bedürfnis getroffen; die Genossinnen sagen ihm die Worte förmlich vom Mund, als er ausführte, auf welchem heillosen Tiefpunkt wir deutsches Volk im gegenwärtigen Augenblick angekommen sind, auf welchem Weg wir aber, wenn auch nur langsam, wieder hochkommen können.

Die nämliche Aufmerksamkeit der Genossinnen bewies aber ferner, daß es durchaus nicht nötig ist, in einer Frauenversammlung, auch wenn es nur sogenannte einfache Frauen sind, unter eine gewisse Linie herunterzugehen und auf die sogenannte hohe Politik zu verzichten. So mag es früher gewesen sein — aber gewiß nur deshalb, weil wir alle miteinander, die Männer nicht ausgenommen, noch das „unpolitische deutsche Volk“ waren.

III.

Von einer nicht minder hohen Warte aus sieht sie die Mutterschaft. „Denn nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf!“ (Nietzsche.) Für sie ist „fahrlässige Lebensgebung ebenso sträflich wie fahrlässige Tötung“. Das Recht auf Elternschaft zuerkennt sie darum nur denen, die ihren Kindern einen gesunden Körper mitgeben können. Dabei ist Vorbedingung für eine gesunde Nachkommenschaft nicht nur die Gesundheit der Eltern, es kommt nicht nur auf die körperliche und seelische Verfassung an, in der sich Vater und Mutter zur Zeit der Zeugung befinden, sondern auch auf den körperlichen Zustand der Mutter während der Schwangerschaft.

Sie verlangt daher von jeder Frau, von jeder Mutter, daß sie sich die notwendigen Kenntnisse aneignet. Und sie begnügt sich in ihrem Buche nicht mit idealen Ausblicken, sondern sie gibt zahlreiche praktische Vorschläge und Ratschläge. Ja, das Buch ist so recht ein Ratgeber für junge Mütter. Und auch manche ältere Frau wird viel Neues, Gutes und Schönes darin finden. Sie gibt uns Aufklärung über Pflege und Ernährung der Mutter vor und nach der Geburt. So auch u. a. — und das sollte jede Frau wissen — wie man eine leichte Geburt herbeiführen kann!

IV.

Handeln die ersten Teile des Buches von der Mutterschaft und der Geburt, Teil B bis E von der Pflege des gesunden und kranken Kindes, so beschäftigt sich der letzte, längste Teil mit „der natürlichen Erziehung“. Und wie in ihren Ausführungen über Ehe und Mutterschaft gibt sie auch hier neben idealen Richtlinien zahlreiche praktische Anregungen.

Die Erziehung des Kindes beginnt ja nicht erst dann, wenn das Kind anfängt zu denken. (Das glauben nämlich die meisten Menschen.) Sie beginnt auch nicht gleich nach der Geburt, sondern bereits vorher! Sie beginnt mit der Selbsterziehung der Eltern! Ist doch das Beispiel der Eltern das wichtigste Erziehungsmittel neben Belehrung und Gewöhnung. Und auch die Gewöhnung an Ordnung, Regelmäßigkeit usw. muß vom ersten Tag an einsehen.

Mittlerweile aber ist die Revolution auch an uns Frauen nicht spurlos vorübergegangen. Die Ausführungen des Genossen Högg standen auf einer Höhe, wie man es in diesen Zeiten der politischen Phrase nicht jeden Tag erlebt; auf einer Höhe, die selbst für eine Versammlung von Berufspolitikern noch nicht zu niedrig gewesen wäre, und dennoch diese andauernde, verständnisvolle Aufmerksamkeit!

Das gleiche bewies auch die Diskussion, an welcher sich besonders geschickt die Genossin A. beteiligte. Die Genossin A. ist geradezu ein Schulbeispiel für jene oft wiederholte Behauptung unserer Vorkämpferinnen, daß die fähigen Frauen da sind, daß es ihnen nur an der Organisation fehlt, in der sie sich selbst entfalten, schulen und auswirken könnten.

Im weiteren Verlaufe wurden die Genossinnen noch mit der Beitragserhöhung bekannt gemacht, die auf dem Parteitag in Weimar beschlossen worden ist. Nicht eben die angenehmste Eröffnung, zu der die Vorsitzende hier dem Genossen Wanksee, dem geistigen Vater der Sektion, das Wort erteilte. Aber dennoch: Unsere Parteitreue soll das nicht stören! Wir haben sogar darüber hinaus noch Bestellungen auf „Die Gleichheit“ gemacht. Anna Pfänder.

Aus der Frauenbewegung des Auslandes

Frauenwahlrecht in England

Der „Vorwärts“ schreibt: Bei der dritten Lesung im Londoner Unterhaus wurde der von der Arbeiterpartei eingereichte Antrag, der den Frauen dieselben Rechte zubilligt wie den Männern, angenommen. Die Arbeiterpartei und die unabhängigen Liberalen widersetzten sich energisch dem Antrage der Regierung. Dieser wurde mit 100 gegen 88 Stimmen verworfen. Man legt dieser Niederlage der Regierung große politische Bedeutung bei. Nach dem angenommenen Gesetzentwurf der Arbeiterpartei können die Frauen für alle Staatsämter gewählt werden. Der Regierungsentwurf beseitigte zwar viele Ungleichheiten in den Rechten der Frauen, billigte aber nicht allen Frauen das Wahlrecht zu. Die Niederlage der Regierung ist um so bemerkenswerter, weil sie alle Koalitionsmittglieder ersucht hatte, der Sitzung beizuwohnen. Der Entwurf geht nunmehr an das Oberhaus, wo er wahrscheinlich nicht angenommen werden wird.

Diese erste Erziehung bildet die Grundlage. Und was hier veräußert wurde, läßt sich schwer oder nie wieder nachholen.

Charaktereigenschaften werden nicht vererbt, sondern nur die Anlagen, gewissermaßen die Keime. Die schlechten Charaktereigenschaften (wie Eigensinn, Unwahrhaftigkeit usw.) entstehen meist erst durch eine verkehrte Erziehung. Der Bekämpfung dieser verkehrten Erziehung — und die bisherige Erziehungswelt ist meist verkehrt — widmet sie einen breiten Raum.

So warnt sie vor der Prügelstrafe, vor jeder körperlichen Züchtigung überhaupt.

Besonders fein sind auch ihre Ausführungen über religiöse und geschlechtliche Erziehung.

An der heutigen Schule übt sie eine scharfe, leider nur zu gerechtfertigte Kritik. Ihre Forderungen sind auch die unstrigen: Begabtenklassen, gemeinschaftliche Erziehung beider Geschlechter usw.

Immer und immer wieder aber warnt sie vor dem größten Feind von Mutter und Kind: vor dem Alkohol. Mit einer Fülle statistischer, zahlenmäßiger Beweise weist sie uns zu packen und zu überzeugen.

Wie furchtbar sind aber auch die Wirkungen des Alkohols auf die armen, bedauernswerten Nachkommen selbst mäßiger Trinker. Jede Mutter sollte sich die Erkenntnis eines so vorurteilsfreien Gelehrten wie Charles Darwin zu eigen machen: „Daß keine Ursache so viel Leiden, Krankheit und Elend erzeugt, als der Genuß alkoholischer Getränke.“

Was erzählt nicht schon die eine Tatsache, daß Oberbayern, „das Land, welches die herrlichste Alpenmilch und — das meiste Bier hervorbringt, die größte Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich hat!“

Krankheiten und Verbrechen, körperliche und geistige Minderwertigkeit, das sind die Folgen selbst mäßigen Alkoholgenußes. Für eine Mutter kann und darf es nur eins geben: den Alkohol meiden!

Frauen und Mütter, lest dieses tiefe, belehrende Buch! Ganz besonders empfehle ich es den Genossinnen zur Besprechung für unsere Frauen- und Mütterabende.

Kurt Heilbut.

Frauenstimmrechtsfrage

Annette Charreau schreibt in der „Humanité“: Der Monat Mai hat uns drei große Frauenerfolge gebracht: die französische Kammer, der schwedische Reichstag und die holländische Kammer haben — in dem Zeitraum von drei Wochen — den Frauen die gleichen politischen Rechte zuerkannt wie den Männern. Die Befreiungswelle, die vom Osten kommend, gegen unsere alte Gesellschaft brandete, erschütterte die Hochburgen der alten Verfassung. Sie zwingt die Parlamente des europäischen Abendlandes, den Rhythmus der politischen und sozialen Umwandlung zu beschleunigen.

In Holland

Die Holländerinnen genießen schon einige politische Vorrechte. Ohne das Stimmrecht zu haben, waren sie wahlberechtigt für die beschließenden Versammlungen, und seit einiger Zeit haben die verschiedenen Parteien die Gewohnheit angenommen, auf die Liste ihrer Kandidaten einige Frauennamen zu setzen, ohne ihnen im allgemeinen eine so gute Stelle einzuräumen, daß sie gewählt werden könnten.

Bei den letzten Wahlen indessen wurde die Bürgerin Suzette Groeneweg gewählt, die an dritter Stelle auf einer sozialistischen Liste stand.

Diese Teilnahme einiger Frauen wenigstens an den politischen Kämpfen hat die Bewegung zugunsten des Frauenstimmrechts sehr begünstigt. Schon 1916 gab es in der holländischen Kammer wichtige Debatten, die ein lebhaftes Licht auf die Frage warfen. Die Sozialisten, besonders Troelstra und Van Beuningen, verteidigten energisch die Frauenrechte.

„Die Frauen“, sagte Troelstra, „weil sie Frauen sind — aus keinem anderen Grund —, sehen ihre Arbeit schlechter bezahlt als die der Männer. Wenn man für sie das Stimmrecht verlangt, damit sie sich endlich schützen können, sagen die Männer derselben Klasse wie ihre Arbeitgeber, daß die Frau in die Familie gehört, daß das Wahlrecht sie ihre häuslichen Pflichten vergessen lasse, daß der Besitz des Stimmrechts ihnen ihre weiblichen Eigenschaften nehmen werde. Die traurigen Ergebnisse der Ausbeutung der Frauen durch die Arbeitgeber werden von den Männern und Frauen der Arbeit gleich tief empfunden. Sie müssen gemeinsam gegen den Kapitalismus kämpfen. Und dafür brauchen die Frauen wie die Männer das Wahlrecht.“

Der Sieg kommt nicht dieses Jahr, aber es wird augenscheinlich selbst für die Widerstrebendsten, daß die Reform nicht lange aufgeschoben werden kann. Nach der Wahl von Suzette Groeneweg brachte der radikale Abgeordnete Marchand ein Amendement ein, einfach das Wort „männlich“, das im alten Text des Wahlgesetzes steht, fortzulassen. Bei der Besprechung in der Zweiten Kammer, am 9. Mai, ging es mit 64 zu 10 Stimmen durch. Und sein nächster Erfolg bei der Ersten Kammer erscheint nicht zweifelhaft. Die Holländerinnen werden also 1922, bei der nächsten Wahl zur gesetzgebenden Versammlung wählen, wenn nicht gar die voraussetzliche Revision der Verfassung, oder eine Folge unerwarteter Ereignisse, die immer möglich ist in der Zeit, in der wir leben, das Datum der nächsten Abstimmung näher rückt.

In Schweden

Die Frauenbewegung in Schweden ist schon alt. Bereits 1864 erhielten die Schwedinnen, die ein persönliches Einkommen hatten oder Steuern zahlten, das Gemeindeführerrecht. Seit dieser Zeit war eine kraftvolle Frauenemancipations-Bewegung im Land, dank des Anstoßes, den sie durch die talentvolle Romanschriftstellerin und unermüdete Kämpferin Fredrika Bremer nach ihrer Rückkehr aus Amerika 1849 erhielt. Die erste Frauenvereinigung wurde allerdings erst 1884 gegründet. Sie trug den Namen „Fredrika-Bremer-Bund“ und arbeitete seitdem ohne Unterbrechung für die völlige Erwerbung der politischen Gleichheit.

Er wurde in diesem heftigen Kampf durch einige Markbildende und edle Männer unterstützt, an deren Spitze man den gegenwärtigen Bürgermeister von Stockholm, unseren Genossen Carl Lindhagen, nennen muß, von dem der internationale Frauenstimmrechts-Bund schreibt, daß er der „unermüdete Kämpfer für die Sache des Frauenstimmrechts in Schweden“ sei.

1902 legte er der Kammer einen Plan vor, der dahin ging, die Frage des politischen Frauenstimmrechts durch einen königlichen Ausschuss zu prüfen. Der Vorschlag wurde mit 111 gegen 64 Stimmen in der Zweiten Kammer und einstimmig in der Ersten Kammer verworfen. 1906, als das Parlament über die Einführung des allgemeinen Männerstimmrechts beriet, machten die Schwedinnen einen Feldzug, um das Wahlrecht zu erlangen.

Sie erreichten es nicht. Aber sie hatten doch die Genugtuung, den 1902 abgelehnten Vorschlag angenommen zu sehen. Sie organisierten eine umfassende Petition und unterbreiteten dem Parlament 1907 — allerdings ohne Erfolg — ein Gesuch, das von 142 128 Namen unterzeichnet war! Dieselbe Petition, 1914 wiederholt, trug 351 454 weibliche Unterschriften!

Indessen kam der Krieg und mit ihm die Revolutionen, die überall den Fortschritt der Reformen beschleunigten. Im April d. J., als ich Anna Lindhagen traf, sprach sie mir von ihrer Gewißheit, das Frauenstimmrecht noch in diesem Jahre in ihrem Land triumphieren zu sehen. Die Ereignisse bestätigen ihre Voraussage. Und seit dem 24. Mai, nach einer günstigen Abstimmung der beiden Kammern des schwedischen Parlaments, haben die schwedischen Frauen genau die gleichen politischen Rechte wie die Männer.

In Frankreich

Nach der günstigen Abstimmung der Kammer nimmt nun der Senat die Frage in Angriff. Die großen Frauenverbände haben bereits an die Senatoren einen Brief gerichtet, in dem sie die Gerechtigkeit ihrer Sache klarlegen:

„... Die Kammer hat verstanden, daß die Töchter der französischen Republik künftig nicht auf die gleiche Stufe gestellt werden dürfen und werden können wie die Minderjährigen, Verbrecher und Unzurechnungsfähigen. Sie hat unsere Demütigung gegenüber den Frauen der ganzen Welt verstanden, die fast alle das Stimmrecht erlangt haben, während unser Land noch an uns zu zweifeln scheint.“

Unsere Sache liegt jetzt in den Händen des Senats, und in vollem Vertrauen erwarten wir jetzt seine Entscheidung...

Geben Sie uns unseren Anteil an der Verantwortlichkeit des Volkes, und wir werden uns bemühen, Ihres Vertrauens und unseres Landes würdig zu sein...“

Sonnabend trugen die Delegierten der Arbeiterinnen aller Klassen: Angestellte des Handels und der Verwaltung, Hüttenarbeiterinnen, Beamtinnen der Post, der Ministerien und Lehrerinnen, zum Luxemburg die gleichen Forderungen. Der Senat wird sein Ohr dem vereinigten Konzert nicht lange verschließen können, das sich von allen Seiten zugunsten der Frauenemancipation erhebt.

Die Stunde des beginnenden Frauenrechts ist nahe.

Aurt Heilbut.

Die englische Arbeiterkonferenz

Wer erwartet hat, daß die englische und französische Arbeiterschaft sich gegen die harten Friedensbedingungen, die Deutschland auferlegt wurden, empören und für uns eintreten würden, der ist schwer enttäuscht worden. Wer dagegen mit ruhigeren Augen die Dinge ansah, wird nicht weiter überrascht sein, daß die Weltrevolution, auf die so viele hofften, noch nicht da ist und auch nicht so schnell kommen wird, weil eben sehr viele Vorbedingungen für eine Revolution bei einem siegreichen Volke fehlen. Es wird erst noch eine Zeit vergehen müssen, bis die Völker erkennen, daß auch die siegreichen Völker in diesem Krieg um den Preis ihres Sieges betrogen werden.

Wenn man also ohne große Erwartungen den Kongress der britischen Arbeiterpartei in Southport verfolgt, so braucht man sich über die „papiernen Beschlüsse“, über die „gegenwärtig auch die englische Arbeiterschaft nicht hinaus kann“, wie das „Hamburger Echo“ schreibt, nicht weiter zu erregen. Im Gegenteil darf man hoffnungsfreudig in die Zukunft blicken. Denn ohne Zweifel macht sich in der englischen Arbeiterschaft gegenüber der Zeit vor dem Krieg ein tief einschneidender Stimmungsumschlag bemerkbar: in den englischen Arbeitern hat der Krieg das Solidaritätsgefühl, das Zusammengehörigkeitsgefühl mit den europäischen Arbeitern geweckt. Die Bedeutung dieser Tatsache für die Internationale kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Wenn also die englische Arbeiterschaft wenig geneigt scheint, sich für Deutschland aktiv einzusetzen, so zeigt sie doch schon in ihrer Stellungnahme gegen Wilson, „der ein Werkzeug der amerikanischen Kapitalisten sei“, und mehr noch

in einer Reihe von Entschliefungen, daß sie sich über die Bedeutung der Friedensbestimmungen klar ist. Sie protestiert auf das schärfste dagegen und gibt uns so die Gewißheit, daß wir in unserem Kampf gegen den Zwangsfrieden nicht allein stehen. So wurde folgende Entschliebung Macdonalds einstimmig angenommen:

„Die Konferenz hält die schleunige Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund für unerlässlich, wie auch die unvermeidliche Revision derjenigen Bestimmungen des Friedensvertrages, die mit den Bedingungen des Waffenstillstandsabkommens unvereinbar sind. Die Konferenz ruft die Arbeiterbewegung zu einer kraftvollen Aktion auf, um gemeinsam mit der Internationale die Unterstützung der Völker für dieses Ziel zu erlangen.“

In einer anderen Entschliebung wurde gegen die Hungerblockade protestiert und eine internationale Kontrolle über die Rohstoffverteilung verlangt, an der auch Arbeitervertreter beteiligt sein sollten.

Auch Henderson trat für die schleunige Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund ein. Und der Vorsitzende des Kongresses, Mc Gurf, erklärte: „Die Arbeiter aller Länder werden nicht eher ruhen, bis die Friedensbedingungen abgeändert und in Übereinstimmung gebracht seien mit den demokratischen Prinzipien, für die die Arbeiter gekämpft hätten.“

Weiter wurde beschlossen, sofort eine alliierte Abordnung nach Deutschland zu senden, um die Lage dort zu untersuchen.

Es ist nun an uns, der Welt zu zeigen, daß es uns mit dem Sozialismus ernst ist. Dies wird der schnellste Weg sein, um das Mißtrauen zu zerstreuen, das in allen Ländern noch gegen uns besteht. Aus der Zusammenarbeit mit der internationalen Arbeiterschaft aber wird auch uns der Frieden erblühen, den wir für uns, für unser Land und unser Volk brauchen. Die Haltung der englischen Arbeiter auf dem Kongreß in Southport läßt uns hoffen, daß dieses Ziel nicht mehr allzu fern ist. Kurt Heilbut.

Mitteilungen

Mundschau. Als eine „Wirtschaftliche Revolution“ bezeichnet eine Denkschrift des englischen Kriegsausschusses für die Frauenarbeit den weiblichen Anteil am Wirtschaftsleben der Gegenwart. Ueber die Entwicklung der Frauenarbeit und der weiblichen Löhne werden hier wichtige Angaben gemacht. Das Einströmen der Frauen in die Industrie begann in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit der Zunahme der Maschinenarbeit. Die Zahl der in maschinellen Betrieben beschäftigten Frauen stieg in England in dem Zeitraum von 1901 bis 1911 um 524 Proz. Die Zahl der weiblichen Arbeiter betrug im Juli 1914 172 000 und stieg während des Krieges auf 819 000. Noch erstaunlicher war die Steigerung der Arbeitslöhne. Im Jahre 1893 erhielten die in den Baumwollmühlen arbeitenden Frauen einen Lohn von 4 bis 10 Schilling die Woche, während die Männer bis zu 28 Schilling verdienten. 1886 war der wöchentliche Durchschnittsverdienst der Frauen in der Metallindustrie 13 Schilling und der der Männer 80 Schilling. Vor dem Kriege hatte sich dann der Verdienst der Frauen wieder verringert und betrug wöchentlich nur etwa 11 Schilling durchschnittlich. Erst der Krieg brachte eine durchgreifende Veränderung. In der Metallindustrie verdienten gegen Ende 1918 die Frauen durchschnittlich 36 Schilling die Woche, und viele Frauen, die schwere Arbeit verrichteten oder als Schaffnerin angestellt waren, brachten es auf 60 Schilling und mehr. Die Frauen, die so hohe Löhne erzielten, werden nun nicht mehr zufrieden sein, wenn sie wieder auf die Lohnstufe vor dem Kriege herabgedrückt werden sollten; und in der Lösung dieses Problems liegt eine Hauptfrage der Frauenarbeit. „Die Bedingungen, unter denen die Frauen vor dem Kriege arbeiteten“, sagt die englische Denkschrift, „waren nicht berartig, um ihnen volle Gesundheit und Kraft zu sichern. Niedrige Löhne, ungenügende Ernährung, lange Arbeitszeit und der Mangel an Bewegung in freier Luft riefen körperliche und wirtschaftliche ungenügende Leistungen hervor und ließen den Wert der Frauenarbeit zu gering einschätzen. Die Erfahrungen bei der Beschäftigung von Frauen während des

Krieges haben bewiesen, wie wichtig gute Nahrung und häusliches Wohlbefinden für die Gesundheit und die Leistungen der Frauen sind. Gut genährte Frauen können eine viel größere Kraft entfalten als man ihnen bisher zugetraut hat, und sie können unter günstigen Bedingungen ohne jede Schädigung zu viel schwereren Arbeiten herangezogen werden, als man in der Vergangenheit für möglich hielt.“ Diese Höchstleistungen der Frau sind aber nur möglich bei einer guten und ausreichenden Bezahlung, und deshalb fordert die Denkschrift, daß „zur Sicherung und Erhaltung der körperlichen Gesundheit und Leistungsfähigkeit keine erwachsene Frau ohne eine ausreichenden Unterhalt gewährende Entlohnung beschäftigt werden darf“. Diese geforderte Beschäftigung der Frau ist aber nur möglich bei einer außerordentlichen Steigerung der Produktion. Das Arbeitsfeld muß vergrößert werden, wenn die Frau neben dem Manne ihren Platz an der Sonne voll behaupten will. Wenn die Frau, wie es die Kriegserfahrungen als möglich erscheinen lassen, in vielen Betrieben als Arbeiterin gleichberechtigt neben dem Manne tritt, so muß sie auch den gleichen Lohn wie der Mann erhalten nach dem Gesetz: „Gleiche Bezahlung für gleiche Arbeit.“ Zwar wird dem Manne bei seiner größeren Erfahrung und seiner besonderen Eignung in manchen Arbeitsformen stets der Vorrang vor der Frau zugesprochen werden, jedoch gibt es wieder andere Arbeiten, in denen nach den Aussagen englischer Sachverständiger die Frauenarbeit der des Mannes vorzuziehen ist.

Am 19. Juni haben sich der „Hamburg-Altonaer Verein für Frauenstimmrecht E. V.“, der „Deutsche Frauenausschuß für dauernden Frieden“ und die „Sozialpolitische Frauengruppe“ verschmolzen zu einer „Internationalen Frauenliga für dauernden Frieden.“ Die Leitung liegt in den Händen der bisher führenden Personen, wovon besonders Lida Gustava Heymann als Idealistin wegen ihrer sehr radikalen Forderungen bekannt ist. E. W.

Die freie wissenschaftliche Agrarcorrespondenz bringt einen Artikel, wonach Kinderarbeit der Billigkeit wegen befürwortet wird, und auch weil es erzieherisch und gesund ist. Disteln stechen, Rüben ziehen usw. wird mit leichten Turnübungen verglichen.

Ich bin gegenteiliger Meinung. Stundenlang dieselbe Bewegung machen, z. B. Rüben ziehen ist das Gegenteil von gesund, und es mit Turnen vergleichen, heißt die armen Kinder höhnen. Die sittlichen und anderen Gefahren sind für Erwerbsarbeit für Kinder auf dem Lande ebenso groß wie in der Stadt. E. W.

Formalsozialismus

Auf dem Parteitage sprach Wissell das Wort von der Formaldemokratie. Ich möchte von den Formalsozialisten sprechen, von denen, welche noch den Geist des Sozialismus nicht verstanden und in sich aufgenommen haben, deren Mitgliedschaft also noch leere Form ist.

Wir sind mit Bekanntheit unseres Zieles auch zum Streben nach ihm verpflichtet — „daß ihr es mit Freuden tut und nicht mit Seufzen“, das wäre Beweis für eine richtige Weltanschauung. In Gegensatz zu der durch tausend Jahre vom Staat gepflegten, will die sozialistische Weltanschauung nichts davon wissen, daß Lebensfreude Sünde sei und vergebungsbedürftig. Wir Sozialisten erkennen nur Wirkliches an, wollen durch wirtschaftliche Gleichstellung aller im Leben zum hellenischen Bekenntnis zur Sinnensfreude, zum Genuß der Lebensschönheit, zur geistigen und moralischen Gleichheit auch der Geschlechter kommen.

Wer davon wahrhaft erfüllt ist, kann nicht anders als sich glücklich fühlen bei der Pflege dieser Weltanschauung, welche den dumpfen Druß der Gemüter durch die staatliche Erziehung zur Entfaltungstheorie, zum knechteligen Glauben an die Erbblinde belastete.

Wir sehen mit leuchtenden Augen die Dinge der Welt, die von Menschen für Menschen gemacht wurden, und leben im sonnigen, freudigen Glauben an unser moralisches Recht zu glücklichem Dasein und zum Weiterbau der Menschheit.

Elia Wierzbizki.